

Die Normalität des Krieges

Ein blinder Fleck der Soziologie

Arno Bammé

I.

Alle Menschen möchten in Frieden leben. Und doch werden ständig Kriege geführt. Offensichtlich gehört der Krieg zu den Elementarerscheinungen zwischenmenschlichen Zusammenlebens und ist, unabhängig von Raum und Zeit, im tiefsten Wesen des Menschen verankert (Mohrs 1995). Auf die Frage, warum es keine kulturelle Überformung, wie Bildung und Erziehung sie darstellen, bislang vermochte, die Menschen von Krieg und Massenmord abzuhalten, obwohl doch alle Menschen für den Frieden und gegen den Krieg sind, lautet die Antwort der Evolutionstheorie (Mohr 1987: 79ff.): Der Mensch sei genetisch auf das Überleben in überschaubaren Kleingruppen unter den Überlebensbedingungen des Pleistozäns eingerichtet. Sein evolutionäres Erbe, insbesondere seine »kollektive Aggressionskompetenz«, der Destruktionstrieb »zum Hassen und Vernichten«, wie Freud ihn bezeichnet (2000: 282), setze seinem Verhalten noch auf lange Sicht bestimmte, nicht überschreitbare Grenzen. Merkwürdigerweise ist Krieg, anders als in der Evolutionstheorie, nie zu einem Thema der Soziologie geworden. »Kriegsverdrängung« und »Kriegsvergessenheit« (Joas, Knöbl 2008) sind geradezu ein Charakteristikum moderner Gesellschaftstheorien. Während die Darstellung des Krieges sowohl in der Belletristik (exemplarisch Jünger 1920; Remarque 1929) als auch in der Publizistik (exemplarisch Bartsch et al. 2008; Schönberger 2014) einen breiten Raum einnimmt, ist er als Thema in der

Soziologie kaum präsent. Dabei hätte sich ja angeboten, die extremen Verhaltensweisen und Erfahrungen des Kriegsgeschehens zu nutzen, um beispielsweise herkömmliche handlungstheoretische Modelle darauf hin zu überprüfen, was aus Extremsituationen für das »normale« Handeln der Menschen gelernt werden kann, wie wichtig etwa Sicherheit, Eindeutigkeit und Vertrauen für die reibungslose Bewältigung von Alltagssituationen sind.

Für Welzer hängt diese Abstinenz mit der Struktur sozialwissenschaftlicher Disziplinen zusammen. Eine seit zwei Generationen anhaltende Friedens- und Prosperitätsphase in den westlichen Ländern, dem vorrangigen Untersuchungsobjekt von Soziologen und mehrheitlich zugleich deren heimatliches Umfeld, habe dafür gesorgt, dass man Stabilität für das Erwartbare und Instabilität für die Ausnahme hält (Welzer 2008: 208). »Nach Ende des Zweiten Weltkriegs schienen stetiges Wachstum, Überwindung von Nationalismus und politische Stabilität der Normalfall. Aber das stimmt nicht. Das war ein Ausreißer in Europas Geschichte«, warnt der Journalist Wolfgang Böhm im Leitartikel der Wiener Tageszeitung »Die Presse« vom 8. Mai 2015. Die Geschichte Europas war immer »eine Abfolge von Phasen der Vereinheitlichung und der Aufsplitterung. Am Anfang und am Endpunkt dieser Phasen – das sollte dem Kontinent eine Warnung sein – standen fast immer Kriege« (ebd.: 1). Im Bewusstsein der Bevölkerung ist das lange verdrängt worden. Auch in den gegenwärtigen Gesellschaftstheorien von Habermas über Luhmann und Bourdieu bis Foucault hat die innere Widersprüchlichkeit der Moderne, wie sie sich in zwei Weltkriegen und staatlich organisiertem Massenmord äußerte, keinen Niederschlag gefunden, der ihrer Bedeutung angemessen wäre. Im Gegenteil, Kriege werden als extreme Ausnahmen, als vorübergehende Störungen eines insgesamt gewaltfreien zivilisatorischen Prozesses wahrgenommen. Joas und Knöbl führen diese, mit Freud zu sprechen, »Verdrängungsleistung« auf das Weltbild des in der europäischen Aufklärung wurzelnden Liberalismus zurück, das all diesen Theorien mehr oder weniger zugrunde liegt und nur gesellschaftlichen Fortschritt kennt. Eine dritte Deutungsvariante findet sich bei Mühlmann (1996: 6). Für ihn äußert sich in der Neigung, nicht über den Krieg zu sprechen, ein spezifisches Charakteristikum kultur- und geisteswissenschaftlichen Denkens, das Distanz hält zu den »Banalitäten des Alltags«. Es sei bezeichnend, dass die für den Westen prototypische Philosophie nicht über die aggressive, unterdrückende, kolonisierende Außenseite ihrer eigenen Kultur spreche. Diese Sprachlosigkeit gegenüber dem Krieg ließe sich als neue Definition der Philosophie benutzen. »Danach wäre Philosophie ein genau definierter

Kommunikationsbereich innerhalb von Kriegskulturen, dessen Symbolsystem so manipuliert worden ist, dass es sich nicht auf den Krieg beziehen kann« (ebd.). Ja, man könnte noch einen Schritt weiter gehen und

»epidemiologische Landkarten der Staaten Europas anfertigen und auf ihnen eintragen, wie stark in den verschiedenen Staaten die Kultur von der autonomen Philosophie geprägt ist und wie sehr sich die Nationen auf dem Gebiet des Krieges, der Kriegsverbrechen und des Völkermords hervorgetan haben« (ebd.).

II.

Die menschliche, insbesondere auch die abendländische Kultur ist massiv durch kriegserische Auseinandersetzungen geprägt worden. Nicht selten stellte der Krieg eine überaus wirksame kulturelle Triebkraft dar. Zur Vielschichtigkeit, insbesondere zur Emotionalität des Krieges »gehören die Liebe zum Vaterland und die Sehnsucht nach der Familie, Hass gegen den Feind, Stolz, Ehre und Schande, Angst und Schmerz, Verlust und Trauer. Emotionen wie diese können öffentlich inszeniert und instrumentalisiert werden, sie sind kollektiv und individuell erfahrbar, vor allem aber sind sie vielschichtig und widerstreitend« (Redlin, Neuland-Kitzerow 2014: 5). Mit dem Schwerpunkttheft »Die unheimliche Aktualität des ersten Weltkriegs« (Wiegrefe 2014) leitete DER SPIEGEL im Januar 2014 eine Berichterstattung ein, in der dokumentiert wird, wie »der erste Weltkrieg noch heute die Politik« (ebd.: 28) der damals beteiligten und betroffenen Völker beeinflusst, unübersehbar ein Thema, das nach einer Bearbeitung durch Soziologen und Sozialpsychologen geradezu verlangt. Tatsächlich aber, wie gesagt, haben Kämpfe und Konflikte als nie und nirgendwo fehlende Begleiterscheinung der menschlichen und sozialen Entwicklung in der soziologischen Begriffsarchitektur keine nennenswerte Berücksichtigung gefunden. Für die Mehrzahl ihrer Theoretiker galt und gilt nach wie vor, dass sie, selbst wenn sie versuchten, eine systematisch angelegte Interpretation der Moderne vorzulegen, überraschenderweise fast immer dem Phänomen des Krieges vollständig oder weitgehend ausgewichen sind. Stattdessen erscheint

»bei ihnen, sofern sie an historischen Analysen überhaupt interessiert sind und sich nicht auf Momentaufnahmen der Gesellschaft oder flüchtige Zeitdiagnosen beschränken, die Geschichte der letzten Jahrhunderte als ein mehr oder weniger linea-

rer Differenzierungs- und Rationalisierungsprozess, ganz so, als ob der soziale Wandel stets ein friedliches, geradezu harmonisches Fortschreiten gewesen wäre und es in der Moderne nicht immer wieder Phasen massiver zwischenstaatlicher Gewalt gegeben hätte« (Joas, Knöbl 2008: 11f.).

Das ist umso verwunderlicher, als es zum Beispiel kaum einen Nationalstaat gibt, der seine Entstehung nicht kriegerischen Auseinandersetzungen verdankt. Oder, um ein anderes, zunehmend aktueller werdendes Beispiel zu nennen: Es gibt kaum soziologische Analysen über die sozialen Auswirkungen in der Kohärenz von Gesellschaften, wenn der Meeresspiegel um fünf Zentimeter steigen würde, also darüber, wie sich meteorologische Ereignisse als soziale Krisenereignisse darstellen (Migration, Ressourcenverknappung etc. bis hin zum Genozid). Im Gegensatz zu dieser Abstinenz unter Soziologen erklärte der US-amerikanische Rüstungskonzern Raytheon in einer Verlautbarung jüngst, dass sich »vermutlich wachsende Geschäftsmöglichkeiten ergeben, weil sich als Reaktion auf den Klimawandel das Verhalten und die Bedürfnisse der Konsumenten ändern«. Zu diesen Geschäftsmöglichkeiten gehören nicht nur der erhöhte Bedarf an Katastrophen-Hilfeleistungen durch das Unternehmen, sondern auch »ein Bedarf an militärischen Produkten und Dienstleistungen, weil aufgrund von Dürren, Überschwemmungen und Stürmen, verursacht durch den Klimawandel, Sicherheitsprobleme entstehen könnten« (zit. in Klein 2015: 18f.). Nach Angaben der UNO befinden sich gegenwärtig 48 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht. Diese Wanderungsbewegungen sind offensichtlich Vorboten für Dutzende von Kriegen (Rinke, Schwägerl 2012), aber es gibt keine soziologisch fundierten Vorschläge zur Ordnung der Welt für die Zeit nach diesen Wanderungsbewegungen. Dass der Krieg als gewaltige Transformationskraft, dass der Sachverhalt kriegerischer Überformungen von Gesellschaften in Sozialtheorien nicht vorkommt, erschwert es, blutige Auseinandersetzungen und unblutige Rivalitäten von Ethnien, Kulturen, etwa in Frankreich, als Hinweis auf die mögliche Zukunft permanenter Bürgerkriege in Europa (Enzensberger 1993) zu beschreiben und vernünftige, soziologisch durchdachte Gegenstrategien zu entwickeln. Noch bis Ende April 2014 hielten es 98 Prozent der Bevölkerung in Deutschland für völlig ausgeschlossen, dass es in Europa jemals wieder zu einem Krieg kommen könnte. Irritationen ergaben sich erst seit den Vorgängen in der Ukraine und in Nahost.

Würde man hingegen den Krieg in all seinen Erscheinungsformen vorbehaltlos als systematisches soziales Geschehen reflektieren, das heißt, nicht als Unglücksfall der Geschichte oder Rückfall in die Barbarei, sondern als

strategische, periodische Veranstaltung, käme man zu einem vergleichbaren Verständnis der gesellschaftlichen Entwicklung wie Ulrich Beck mit dem Begriff des Risikos (1986). Der im liberalen Denken wurzelnde Geschichtsoptimismus wäre längst erschüttert worden, hätte man nur einen Blick auf die durch Kriege verursachten Friedhofslandschaften Europas geworfen. Denn »der Grund, auf dem Europa gebaut ist, sind seine Toten. Es genügt, ein wenig an der Oberfläche zu kratzen. Und da liegen sie, die Knochen und Metallsplitter, die Blindgänger, die Soldatenmarken, die Rosenkränze, die rostigen Essgeschirre, Orden und Gürtelschnallen« (Smolczyk 2015: 49). Deshalb, so Joas und Knöbl, sei die Auseinandersetzung mit Formen zwischenstaatlicher Gewalt nicht etwas, das man getrost der Subdisziplin »Militärsoziologie« überlassen und damit hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Sozialtheorie »exotisieren« könne.

»Vielmehr sind von der eingehenden Reflexion auf das Thema Krieg theoretische Weiterentwicklungen der Disziplin zu erwarten, zumindest Hinweise für den Bau einer empirisch aussagekräftigeren soziologischen Theorie und Theorie der Moderne. Denn ohne Einbeziehung des Krieges ist die nationalstaatliche – und nicht etwa: transnationale – Konstitution der Moderne ebenso wenig zu verstehen wie zahlreiche in der Neuzeit auftretende soziale und kulturelle Wandlungsprozesse. Revolutionen, Verschiebungen im Klassengefüge von Gesellschaften, die Ausdehnung und Universalisierung von Rechten oder Umbrüche in künstlerischen und ästhetischen Feldern sind Phänomene, die oft sehr eng mit den Folgen von Kriegen zu tun haben. Ignoriert man die Frage, welche Rolle militärische Konflikte für Entstehung und Gestalt der Moderne gespielt haben, muss das zwangsläufig zu Blindstellen in der soziologischen Analyse führen: Krieg, der vermutlich auch in Zukunft nicht verschwinden wird, lässt sich dann nämlich – wie dies eben immer wieder von liberalen Theoretikern suggeriert wurde – lediglich als barbarisches Relikt, als »Rückfall« zivilisierter Gesellschaften auf längst überwunden geglaubte Kulturstufen begreifen und nicht als konstitutives Element der Neuzeit, als folgenreicher, das heißt den Geschichtsverlauf ändernder Einschnitt. Wenn die Soziologie weiterhin so argumentieren sollte, wenn sie die Bedeutung von Kriegen nicht begreift und diese weiterhin verdrängt, dann verschenkt sie einen wesentlichen Teil zeitdiagnostischen Potentials mit weitreichenden Folgen für die Zukunft der Disziplin« (Joas, Knöbl 2008: 14f.).

III.

Doch eine Ausnahme gibt es, noch kaum zur Kenntnis genommen, auch von Joas und Knöbl nicht, oder längst wieder vergessen: die 1929 erschienene, 703 Seiten starke »Soziologie des Krieges« von Rudolf Steinmetz (1862–1940), dem Begründer der Soziologie in den Niederlanden (»Amsterdamer Schule«) und der Soziographie. Für ihn ist der Krieg »eine der entsetzlichsten Erscheinungen der Menschheitsgeschichte« (Steinmetz 2014: VII) und zugleich »eine große Kulturmacht« (ebd.). Leidenschaftslos und mit Distanz analysiert er »den Krieg in seinen Ursachen, seiner Entwicklung und seinen Folgen«, um »seine Regelmäßigkeiten aufzudecken« (ebd.: VI). Dabei gilt ihm der erste Weltkrieg als »das bedeutendste Experiment, das je angestellt wurde, für die Prüfung aller Theorien und Auffassungen über den Krieg« (ebd.: V). In seinen Analysen grenzt er sich ab sowohl von den »naiven Illusionen« gut meinender Friedensapostel, denen er einen »getrübten Blick für die Tatsachen« (ebd.: 582, 614) vorhält, als auch von den Bellizisten, die er als »Panegyriker des Krieges« (ebd.: 5) bezeichnet und denen er Leichtfertigkeit und Verherrlichung der Gewalt vorwirft. Bereits 1899 hatte Steinmetz in einer 59 Seiten umfassenden Monographie »Der Krieg als soziologisches Problem« auf entsprechende Desiderate und Versäumnisse der Sozialwissenschaften hingewiesen; Ermahnungen, die er dreißig Jahre später wiederholt, wenn er schreibt:

»Dass der Krieg eine soziale Erscheinung ist, wenn auch von einer besonderen, antagonistischen Natur, lässt sich nicht leugnen, ebenso wenig, dass er eine ungeheure Rolle gespielt hat und noch spielt, und dass er direkt und indirekt in verschiedenster Richtung unzählige Einflüsse ausgeübt hat. Merkwürdig, ja unglaublich ist es aber, dass die Soziologie, ich meine die wissenschaftliche, sich so wenig mit ihm beschäftigt hat« (Steinmetz 2014: 1).

Wie bei vielen Autoren seiner Zeit entsprechen Steinmetz' Äußerungen nicht immer den Standards der heute üblichen *political correctness*. Was seine Studie aber besonders interessant macht, ist, dass sie zwar auf dem Erfahrungshintergrund des ersten, jedoch vor Beginn des zweiten Weltkriegs geschrieben wurde. Dadurch treten die Geburtswehen der sich konstituierenden Soziologie als Krisenwissenschaft noch deutlich hervor, weil in ihr, selbst in der Krise geboren, Themen mit einer beispiellosen Unbefangenheit diskutiert werden, was, zumindest im deutschen Sprachraum, nach den Erfahrungen des »Dritten Reiches« aus verständlichen Gründen auf lange Zeit kaum noch möglich scheint (vgl. Singer 1991). Für Steinmetz steht außer

Zweifel, dass es auch in Zukunft Kriege geben wird (2014: 276). Es wird sie geben, solange sich die Mentalitätsstruktur der Menschheit, die im Pleistozän ihre Wurzeln haben mag, nicht grundlegend ändert. Der Krieg ist ihm »nichts anderes als der Ausdruck, das Ergebnis der Menschenart, welche ungefähr dieselbe blieb und ist in allen Rassen, in allen Perioden der Entwicklung bis heute. Alle Religionen, alle Kultur und Moral, alle Umwälzungen, alle Erfindungen haben sie gar wenig geändert« (ebd.: 698). Und so steht für ihn außer Zweifel, dass mit dem Friedensvertrag von Versailles die Weichen gestellt wurden für den Ausbruch des nächsten, noch weitaus furchtbareren Krieges (ebd.: 551, 611). Dieser »künftige große Krieg wird noch rationeller, technischer und wohl auch intensiver geführt werden« als der frühere (ebd.: 532). Zweifellos konnte Steinmetz nicht die Irrationalitäten der nationalsozialistischen Kriegsführung voraussehen, aber dass sie ihren Ausgang zu einem wesentlichen Teil im Friedensschluss haben würde, in der Unfähigkeit der Politik der Siegermächte, die nichts anderes als eine »Fortsetzung des Krieges im Frieden« (ebd.: 611) bedeutete, war für ihn keine Frage.

Der erste Weltkrieg war für Steinmetz kein Rückfall in die Barbarei, sondern Ausdruck eben jener Zivilisation, in deren Rahmen er stattfand. Er wurde geführt »wie ein moderner technischer Großbetrieb: wissenschaftlich und rationell«. Er hatte »alle Züge dieser Zivilisation angenommen: der Geist, der ihn beseelte und seinen Charakter bestimmte, war derselbe, der unsere heutige Gesellschaft und unsere Wirtschaft im Prinzip beherrscht«. Die Intensität, durch die er sich auszeichnete, war »eine Folge seines kaufmännischen Charakters. Geschäft und Technik kennen keine Romantik, kein Erbarmen, keine Ermattung, so wenig wie Maschinen« (Steinmetz 2014: 517). Das Resümee, das Steinmetz aus seinen Analysen zieht, ist eindeutig:

»Der Geist unserer kapitalistischen Gesellschaft ist rationell, kalkulierend, technisch und kommerziell. Der Weltkrieg war seine kollektive, restlose Offenbarung. Wie wir, so er. Kaufmann, Großindustrieller und Bankier drücken unserem Gesamtleben den Stempel auf. Der Weltkrieg war ein Kampf aufs Äußerste zwischen zwei Riesen-trusts« (ebd.).

IV.

Neben den traditionellen »großen Kriegen« wird es in Zukunft vermehrt zu »kleinen Kriegen« kommen (aktuell dazu: van Creveld 1998; Waldmann 2003). Sie werden in bürgerkriegsähnlicher Form, zum Beispiel durch Anwerbung von »Mietsoldaten«, terroristisch geführt oder durch Einsatz von Hochtechnologie mit »kleinen Heeren« (aktuell hierzu: Kaldor 2000; Münkler 2002). Nicht länger steht »Zahl gegen Zahl«, sondern »Intellekt gegen Intellekt« (Steinmetz 2014: 553). Gleichermäßen entscheidend für Sieg oder Niederlage ist für Steinmetz »die Höhe der Widerstandsschwelle« (ebd.: 523) der in den Krieg involvierten Bevölkerung. Sie werde einen tiefgreifenden Einfluss auf die Dauer zukünftiger Kriege haben. Schmerzhafte mussten das die USA vier Dezennien später in Vietnam erfahren.

Verglichen mit früheren Kriegen, wird der moderne Krieg intensiver, technischer und rationeller geführt werden, »ganz so wie unsere produktive Arbeit« (ebd.: 532). Im modernen Krieg geht es nicht mehr darum, den Gegner zu vernichten, sondern ihn »dahin zu bringen, dass man ihm seinen Willen auferlegen kann. Sobald das erreicht ist, hört der Krieg auf « (ebd.: 524). Deshalb wird er intelligent geführt werden und sich in verstärktem Maße gegen die Zivilbevölkerung richten, gegen »die Zentren der Volkskraft, die Hauptstädte«. Deren »Widerstandsschwelle« zu brechen, einen »im Voraus nicht bekannten Prozentsatz der Bevölkerung« zu töten, einen »Teil des materiellen Besitzes« zu vernichten, den Mut zu brechen, den Siegeswillen zu lähmen, darin besteht das Ziel erfolgreicher Kriegführung. Die »Widerstandsschwelle« muss in kürzester möglicher Zeit, das heißt, mit dem »größtmöglichen, verbreitetsten Schrecken« überwunden werden. Der »ungeheure Schrecken des ganzen Krieges mit all seinem Jammer und Elend« könnte, dieser Logik folgend, »mit einem Mal beendet« werden, wenn es zum Beispiel gleich »zu Beginn des Feldzuges« gelänge, mit einer »verborgenen Mine 100.000 Mann in die Luft zu sprengen« (ebd.: 533). Es ist, als ob Steinmetz in diesem Szenario die Atombomben-Abwürfe über Hiroshima und Nagasaki vorausgeahnt hätte.

Überlegungen, die heute aus aktuellem Anlass auf der Tagesordnung stehen, finden bei Steinmetz, auch wenn er naturgemäß in den Denkmöglichkeiten seiner Epoche verbleibt, ihre ansatzweise Vorwegnahme, etwa wenn er die Möglichkeit diskutiert, dass an die Stelle der überkommenen Staaten »freie Vereinigungen« (ebd.: 612ff.) treten, um Kriege zu führen. Der Wandel des Verhältnisses von Markt und Staat durch die Entstehung hybrider

Mischstrukturen hat den Charakter und die Funktion von Kriegen tatsächlich entscheidend verändert. Der Zusammenbruch staatlicher Ordnung zum Beispiel in Teilen »Schwarzafrikas« und der arabischen Welt (Kippenberg 2008) führte eine Situation des Hobbesschen »Naturzustands« herbei (Hobbes 1984; 1991) mit Formen eines Gewaltgeschehens, das sich mit dem herkömmlichen Begriff des Krieges kaum noch fassen lässt (Enzensberger 1993). In dem Maße, wie die Sanktionsmöglichkeiten funktionierender Staatlichkeit fehlen, das heißt: ein durchsetzungsfähiges Gewaltmonopol, eine durchorganisierte Verwaltung, ein beherrschbares Staatsgebiet, in dem Maße ist auch keine geordnete Ökonomie als Basis gesellschaftlicher Reproduktion mehr möglich. In einer gewaltgeschädigten Wirtschaft ist der Raub die einzige mögliche Tätigkeit, die Gewinn verspricht (Jean, Rufin 1999). Individuelle und kollektive Akteure setzen in einer solchen historischen Situation Gewalt durchaus rational ein und haben keinerlei Interesse daran, diesem Zustand, von dem sie profitieren, ein Ende zu setzen.

Begleitet wird diese Entwicklung durch einen massiven Abbau stehender Massenheere in den hochentwickelten Industriegesellschaften des Westens zugunsten kleinerer, schlagkräftiger Berufsheere, wodurch erhebliches militärisches Potential freigesetzt wird, das nun auf dem Weltmarkt frei flottiert. Das betrifft nicht nur überzählig gewordene Waffen, sondern vor allem auch ausgebildetes Militärpersonal, das in großer Zahl neue Betätigungsfelder sucht. Hinzu kommt, dass in diesen Staaten die Kriegsführung sich immer stärker verwissenschaftlicht, also ohne Unterstützung durch zivile Spezialisten kaum mehr möglich ist. Der jüngste Militäreinsatz der USA und ihrer Verbündeten im Irak hat gezeigt, in welchem hohem Ausmaß die kriegführenden Staaten des Westens auf den militärischen »Input« von privaten Firmen angewiesen waren. Sowohl der Abschied von der Wehrpflicht wie die zunehmende Privatisierung und Vermarktung militärischer Gewalt dürften eine offensivere Kriegsführung westlicher Industriestaaten zur Folge haben und militärische Gewalt als probates Mittel der Politik wahrscheinlicher machen. Im Resultat wird es kaum noch zu Kriegen zwischen Staaten in Form von Massenschlachten kommen, sondern zu sogenannten *Low Intensity Conflicts*, in denen nichtstaatliche Gruppen versuchen, einen waffentechnisch überlegenen staatlichen Gegner mit flexibel gehandhabten Strategien, die vom Partisanenkrieg bis zum Terrorismus reichen, herauszufordern. An die Stelle der tradierten großen Kriege treten, wie gegenwärtig im Irak oder im

Jemen, kleine, aber nicht weniger grausame bürgerkriegsähnliche Scharmützel, die von den regulären staatlichen Streitkräften kaum zu gewinnen sind (van Creveld 1998; Waldmann 2003).

Kriege, die in dieser Form geführt werden, bieten »Vorteile« für beide Konfliktparteien. Die nichtstaatlichen *Warlords* haben keinerlei Interesse ihn zu beenden, weil Raub bzw. der ihnen von Dritten gezahlte Sold die ökonomische Quelle ihrer machtpolitischen Reproduktion darstellt. Und für die westlichen Industriestaaten hat der Einsatz privater militärischer Kombattanten in Kampfsituationen, die Menschenleben kosten, selbst wenn das *Outsourcing* logistischer Leistungen finanziell nicht kostengünstiger ist, den Vorteil, dass sie in zweierlei Hinsicht von Legitimationsproblemen entlastet sind: Weder haben sie die durch den Einsatz privater Firmen verursachten Opfer unter der Zivilbevölkerung zu verantworten, noch sind tote Firmenangehörige gefallene Soldaten, um die man öffentlich trauern müsste (Joas, Knöbl 2008: 313).

In der neueren Diskussion sind insbesondere die negativen Effekte, die sich mit dem Begriff der »neuen Kriege« verbinden, in den Blick gekommen. Während Kriege in Europa früher auch positive Effekte nach sich zogen, weil zum Zwecke der Kriegsführung beispielsweise die Infrastrukturen ausgebaut werden mussten, ist derartiges in den »neuen Kriegen« kaum noch zu beobachten. Die Konflikte werden mit vergleichsweise billigen Waffen ausgetragen und die Finanzmittel kommen meistens von außen. Es wird keine zusätzliche Ökonomie für die Kriegsführung aufgebaut, vielmehr wird die bestehende Ökonomie gewalttätig.

»In den neuen Kriegen [...] wird die Gewalt zum beherrschenden Element der Tauschbeziehungen selbst – sei es, dass sie gekauft wird, um bestimmte Ergebnisse zu erzwingen, sei es, dass der Äquivalententausch durch erpresserischen Zwang oder offene Gewaltandrohung überlagert oder ersetzt wird. Während die klassischen Staatenkriege sich nicht mehr lohnen, weil die Gewaltanwendung für jeden der Beteiligten mehr kostet, als sie einbringt, sind die neuen Kriege für viele der Beteiligten so lukrativ, weil die Gewalt in ihnen kurzfristig mehr einbringt, als sie kostet – die langfristigen Kosten haben andere zu tragen« (Münkler 2002: 136).

Die Ermöglichung eines dauerhaften Friedens sieht Steinmetz letztlich an zwei Bedingungen geknüpft: an die Durchsetzung eines mit voller Souveränität ausgestatteten Weltstaates und an eine völlig veränderte Mentalstruktur der Menschheit (Steinmetz 2014: 296f., 503, 663, 678). Ihre Realisierung hält er auf abschbare Zeit für unwahrscheinlich. In dieser resignativen Einschätzung trifft er sich mit Sigmund Freud. Dieser hatte 1932 in einem Brief an Albert

Einstein formuliert: »Warum empören wir uns so sehr gegen den Krieg, Sie und ich und so viele andere, warum nehmen wir ihn nicht hin wie eine andere der vielen peinlichen Notlagen des Lebens? Er scheint doch naturgemäß, biologisch wohlbegründet, praktisch kaum vermeidbar« (Freud 2000: 284).

V.

Krankheiten gehören zum Leben wie der Tod. Vieles spricht dafür, dass es sich mit kriegesischen Konflikten im Zusammenleben der Völker nicht anders verhält. Die im liberalen Denken der europäischen Frühmoderne wurzelnde Wunschvorstellung, dass friedliche Handelsbeziehungen nach und nach an die Stelle kriegesischer Auseinandersetzungen treten, hat sich als Illusion erwiesen. Ein Blick in die Geschichte der letzten zweihundert Jahre offenbart das genaue Gegenteil. Nur zu oft wurden Kriege gerade zwischen Handelsnationen geführt: um Absatzgebiete zu erobern und Einfluss-sphären zu sichern. Zudem hat sich die Produktion von Rüstungsgütern, die früher oder später zum Einsatz gelangen, und der Handel mit ihnen nicht nur als ein wesentlicher Innovationsfaktor in Wissenschaft und Technik erwiesen, sondern zugleich als einer der lukrativsten Investitionsbereiche der Weltwirtschaft. Der Krieg ist zu einem Geschäft geworden wie jedes andere auch. Eine Sozialtheorie der Moderne, die den Krieg als wesentliche Kultur-erscheinung ausblendet, mag über alles Mögliche reden, aber nicht über die Realität und Dynamik gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse. Steinmetz ist da ganz eindeutig. Vehement wendet er sich gegen die von Adam Ferguson und Herbert Spencer vertretene und bis auf den heutigen Tag tradierte Ansicht des Liberalismus, dass Handel und Industrialisierung an die Stelle »militärischer Neigungen, Grausamkeiten und Gewalttätigkeiten« treten würden (Steinmetz 2014: 602ff.).

»Höchste wirtschaftliche Entwicklung und mächtige Kriegsgelüste sind [...] verein-bar, ja das erste führt bis jetzt das zweite notwendig mit sich [...] Die moderne Kul-tur hat bis jetzt nicht den Krieg unmöglich gemacht, den kriegesischen Sinn in kei-nem seiner Komponenten vernichtet. Industrialismus ist so gut wie Imperialismus eine moderne Erscheinung. Auf der Suche nach Rohstoffen und Absatzgebieten greift jedes große Volk zum Kriege: Frankreich, England, Deutschland, Amerika, Italien« (ebd.: 611).

Zweifellos, der Krieg, das ist kein appetitliches Thema, auch für Soziologen nicht. Aber eine dem Oberlehrer-Humanismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts verpflichtete Kultur- und Sozialtheorie, die davon abstrahiert, mag zwar dem schöngeistigen Seelenleben ihrer Schöpfer schmeicheln, mit der wirklichen Welt dort draußen hat sie jedoch kaum etwas zu tun. Das österreichische Nachrichtenmagazin »profil«, in Vielem dem deutschen SPIEGEL vergleichbar, hat am 18. August 2014 ein Schwerpunktheft zum Thema »Was wir vom Krieg nicht sehen wollen« veröffentlicht. Zur Schau gestellt werden darin Farbfotos

»aus Gaza, Syrien, dem Irak, der Ukraine und von anderen Konflikt-Schauplätzen, [welche] die Öffentlichkeit nie zu Gesicht bekommt, weil sie grausam, blutig und verstörend sind. profil zeigt, wie Kriege aussehen, wenn die Gewalt nicht nur indirekt dargestellt wird« (Feist, Fink, Treichler 2014: 46ff.).

Dem Editorial angeschlossen ist ein kurzer Hinweis: »Auf den folgenden Seiten sind Kriegsfotos abgebildet, die aufgrund ihrer Drastik verstören können. Deshalb wurden die Seiten ungeschnitten belassen und müssen mit der Schere geöffnet werden« (ebd.: 47). Am 2. April 2015 brachte ORF II in der Nachrichtensendung »Zeit im Bild« um 19 Uhr 30 einen Fernsehbericht über die kriegesischen Auseinandersetzungen zwischen Kenia und Somalia mit dem Hinweis, dass wegen der Brutalität des Geschehens nicht das gesamte zur Verfügung stehende Filmmaterial gezeigt werden würde.

Dass Abscheuliches, Ekelhaftes und Verstörendes Teil der menschlichen und gesellschaftlichen Realität ist, stellt nicht nur für Soziologen eine Verhaltenszumutung dar, sondern trifft auch andere Professionen in ihrem Selbstverständnis. Ein Arzt etwa, der sich einem übel riechenden Krebsgeschwür konfrontiert sieht, wird, um in seinem Beruf handlungsfähig zu bleiben, relativ leidenschaftslos und distanziert zur Diagnose, Anamnese und Therapie schreiten müssen, unbeschadet seiner momentanen emotionalen Verfasstheit. Vergleichbare Professionalität wäre auch von einer realistischen Soziologie hinsichtlich des Krieges als regelhaft und systematisch betriebenen gesellschaftlichem Konfliktgeschehen, seiner Voraussetzungen und Folgen zu erwarten. Wie sonst auch sollten sich sozialwissenschaftlich fundierte Friedensinitiativen und vergleichbare Interventionen begründen lassen: ohne Diagnose, ohne Anamnese, ohne theoretisch begründete und empirisch fundierte Analyse? Gottfried Benn, zugleich Arzt und Lyriker, hat die Differenz zwischen handlungsfähiger Professionalität und emotionaler Betroffenheit, zwischen dem kalten analytischen Blick des Mediziners und der emotionalen persönlichen Abscheu

vor dieser Welt der Krankheit und Verwesung in seinem Gedicht »Mann und Frau gehen durch die Krebsbaracke« eindrucksvoll zur Geltung gebracht (Benn 1959: 96).

VI.

Man wird davon ausgehen können, dass die »Kriegsvergessenheit« der Soziologie mehrheitlich kein bewusst gesetzter Akt, sondern Folge einer Verdrängungsleistung ist. Doch einen Klassiker der Soziologie gibt es, der den Krieg als Thema seiner Disziplin bewusst ausschließt: Ferdinand Tönnies. Bei ihm entsteht das Soziale »nur aus dem gemeinsamen Wollen, also aus gegenseitiger Bejahung« (1931: 5). Konflikte im sozialen Leben verweist er in die Sozialpsychologie. Diese »Ausgrenzung« bedeutet allerdings nicht, dass Konflikte, Streit, Kampf, Krieg, negative Beziehungen überhaupt, aus der Soziologie verbannt werden müssen, wie es die Kritik unter Absehung von der spezifischen Begriffsarchitektur bei Tönnies nicht selten deutete. Tönnies erkennt die Realität destruktiver Beziehungen zwischen Menschen durchaus an, aber erst die Verneinung dieser »asozialen« Verhaltensweisen begründet für ihn das »Soziale«.

»Der Streit gehört ebenso wie die Einmütigkeit zur psychologischen Seite des menschlichen Zusammenlebens, die Zwietracht wie die Eintracht, der Krieg wie der Frieden, die Konkurrenz wie der Lohnkampf, wie der Vertrag und die Kooperation, gegenseitige Verneinung so gut wie gegenseitige Bejahung. Ja, insofern als gegenseitige Bejahung immer auf Soziologie hinweist, wenngleich in dieser immer neue Elemente hinzukommen, so ist gegenseitige Verneinung, Zank und Zwietracht, Krieg und Hader, sogar das besondere abgeschlossene Gebiet der Sozial-Psychologie, ein Gebiet, das die Soziologie als ihren dialektischen Mutterschoß betrachten darf, durch dessen Verneinung sie zu ihrem Leben gelangt« (Tönnies 1926: 240).

In der Auseinandersetzung mit dem Philosophen und Sozialwissenschaftler Franz Staudinger, der Tönnies diesbezüglich kritisiert hatte, verdeutlicht Tönnies noch einmal, dass er seine Theorie ausdrücklich auf die Verhältnisse gegenseitiger Bejahung eingeschränkt habe:

»Das reine Gewaltverhältnis kommt daher bei mir nicht vor, es ist nach meinem Leitgedanken eben kein wirklich soziales Verhältnis. Nichts hat mir natürlich ferner gelegen, als die ungeheure Bedeutung zu verkennen, die Gewalt, Zwang (auch rechtloser), Feindschaft, Kampf von jeher und – wahrlich – bis auf den heutigen Tag und

solange Menschen Menschen sind, in ihrem Zusammenleben haben und haben werden. Es ist eben die negative, antisoziale Seite dieses Zusammenlebens. Das Zusammenleben selbst ist der Widerstand gegen diese Elemente, wie [...] das Leben die Gesamtheit der Funktionen, die dem Tode Widerstand leisten, ist« (Tönnies 1922: 69; ferner bereits 1921: 557ff.).

Nun mag es aus Ordnungserfordernissen der Theoriebildung in sich konsistent und logisch sein, den Krieg konzeptionell auszuschließen; aufgrund seiner sozialen Bedeutung scheint die Position von Steinmetz einleuchtender, Kämpfe und Konflikte, »ohne Rücksicht auf ihre Folge- und Begleiterscheinungen«, als eine zunehmend technologisch inszenierte Kulturerscheinung prominenter in die soziologische Begriffsarchitektur einzubauen.

Literatur

- Bartsch, M., et al. 2008: Exempel des Bösen. Junge Männer: Die gefährlichste Spezies der Welt. DER SPIEGEL, 62. Jg., Heft 2, 20–38.
- Beck, U. 1986: Risikogesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Benn, G. 1959: Mann und Frau gehen durch die Krebsbaracke. In K. Pinthus (Hg.), *Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus*. Hamburg: Rowohlt, 96.
- Böhm, W. 2015: 70 Jahre Ausnahmezustand. Die Presse, 8. Mai 2015, 1.
- Enzensberger, H. M. 1993: Aussichten auf den Bürgerkrieg. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Feist, C., Fink, A. G., Treichler, R. 2014: Was wir vom Krieg nicht sehen wollen. *profil*, 45. Jg., Heft 34, 46–57.
- Freud, S. 2000: »Warum Krieg?«. Brief an Albert Einstein im September 1932. Studienausgabe. Band IX. Frankfurt am Main: Fischer.
- Hobbes, T. 1984 [1651]: *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines bürgerlichen und kirchlichen Staates*. Hgg. von I. Fetscher. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hobbes, T. 1991 [1680]: *Behemoth oder das Lange Parlament*. Hgg. von H. Münkler. Frankfurt am Main: Fischer.
- Jean, F., Rufin, J.-C. (Hg.) 1999: *Ökonomie der Bürgerkriege*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Joas, H., Knöbl, W. 2008: *Kriegsverdrängung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jünger, E. 1920: *In Stahlgewittern*. Berlin: Mittler & Sohn.
- Kaldor, M. 2000: *Neue und alte Kriege*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Klein, N. 2015: *Die Entscheidung. Kapitalismus vs. Klima*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Mohr, H. 1987: *Natur und Moral*. Darmstadt: WBG.

- Mohrs, T. 1995: Vom Weltstaat. Berlin: Akademie.
- Mühlmann, H. 1996: Die Natur der Kulturen. Wien, New York: Springer.
- Münkler, H. 2002: Die neuen Kriege. Reinbek: Rowohlt.
- Redlin, J., Neuland-Kitzerow, D. (Hg.) 2014: Der gefühlte Krieg. Emotionen im Ersten Weltkrieg. Dresden: Verlag der Kunst.
- Remarque, E. M. 1929: Im Westen nichts Neues. Berlin: Propyläen.
- Rinke, A., Schwägerl, C. 2012: Elf drohende Kriege: Künftige Konflikte um Technologien, Rohstoffe, Territorien und Nahrung. München: Bertelsmann.
- Schönberger, A. 2014: Schlachtfeldstudien. Warum führen wir Kriege? profil, 45. Jg., Heft 31, 66–74.
- Singer, P. 1991: On being silenced in Germany. The New York Review of Books, 38. Jg., Heft 14, 34–40.
- Smolczyk, A. 2015: Die Endlager des Krieges. DER SPIEGEL, 69. Jg., Heft 17, 49–52.
- Steinmetz, S. R. 2014 [1929]: Soziologie des Krieges. Hgg. und mit einem Nachwort von A. Bammé. Marburg: Metropolis.
- Steinmetz, S. R. 1899: Der Krieg als sociologisches Problem. Amsterdam: Versluys.
- Tönnies, F. 1921: Franz Staudinger. Konsumgenossenschaftliche Rundschau, 18. Jg., Heft 52, 557–559.
- Tönnies, F. 1922: Zum Gedächtnis an Franz Staudinger. Kölner Vierteljahreshefte für Sozialwissenschaften, 2. Jg., Heft 1, 66–70.
- Tönnies, F. 1926: Soziologische Studien und Kritiken. Zweite Sammlung. Jena: Fischer.
- Tönnies, F. 1931: Einführung in die Soziologie. Stuttgart: Enke.
- van Creveld, M. 1998: Die Zukunft des Krieges. München: Gerling.
- Waldmann, P. 2003: Terrorismus und Bürgerkrieg. München: Gerling.
- Welzer, H. 2008: Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird. Frankfurt am Main: Fischer.
- Wiegrefe, K. 2014: Der nahe ferne Krieg. DER SPIEGEL, 68. Jg., Heft 1, 28–37.